

Das Buch ist erhältlich
im örtlichen Buchhandel
und im Brückenhofmuseum
Oberdollendorf

€ 14,80

Leseprobe aus:

Überliefertes und Erlebtes aus dem Siebengebirge

Von Eiszeitjägern, Mönchen, Vaganten,
Räuberbanden und Steinmetzen

Gesammelt und herausgegeben
von Karl Schumacher

Diese Leseprobe aus
Überliefertes und Erlebtes
aus dem Siebengebirge
hat uns der Herausgeber Karl Schumacher
zur Verfügung gestellt für unser

Virtuelles Brückenhofmuseum
Königswinter

www.virtuellesbrueckenhofmuseum.de

Integriert in den Raum
„Im 2. Weltkrieg und danach“

8. Kapitel

Die Heimkehr

Josef Bonn

Vorbemerkung

Zu diesem Kapitel ist anzumerken, dass erst 65 Jahre nach der Niederschrift durch den Kriegsheimkehrer, mehr zufällig, die inhaltliche Bedeutung der Niederschrift Beachtung fand.

Es ist ein bedrückendes Zeitdokument, das er als Heimkehrer aus russischer Kriegsgefangenschaft aufzeichnet.

Josef Bonn, geboren 1914 in Oberdollendorf, erlitt als typischer Vertreter seiner Generation die Auswirkungen von zwei Weltkriegen. Sein Vater fiel 1916 als wehrpflichtiger deutscher Soldat bei Verdun an der Westfront. Die Mutter musste als Alleinerziehende die Kinder durchbringen. Die Mittel für eine bessere Schulbildung der Kinder fehlten.

Der Zweite Weltkrieg, den er als wehrpflichtiger Soldat wie tausende andere auch, an der Ostfront mitmachen musste und die anschließende russische Kriegsgefangenschaft haben ihn gesundheitlich ruiniert.

Er hat nie akzeptieren wollen, dass bereits Ende der 1940er Jahre die damalige deutsche Bundesregierung zusammen mit den Westalliierten die Wiederaufrüstung Westdeutschlands betrieb.

Die „Ohne-Mich“ Protestbewegung, die von Überlebenden der ehemaligen Wehrmacht zu dieser Zeit in Westdeutschland ins Leben gerufen wurde, hat er, soweit ihm das möglich war, aus Überzeugung unterstützt.

Im Gefangenenlager

Apathisch lagen sie da. Wie ein Haufen zusammengekehrter, zerlumpter Gestalten, denen man nicht mehr ansehen konnte, ob sie 29 oder 69 Jahre alt waren. Abgemagert, über die Hälfte nicht fähig, auch nur einen Schritt alleine zu gehen.

Sie lagen alle hier neben dem großen Tor des Gefangenenlagers. Die eine Gruppe, ungefähr dreißig Mann, hatte eine ganz leise Hoffnung, zurück in die Heimat zu kommen. Die leise Hoffnung wurde genährt durch Gerüchte, die im Lager umherschwirrten und aus allerlei Quellen stammten.

In diesem Haufen lag auch ich, 35 Jahre alt, 1,78 m groß, vielleicht noch 40 kg schwer. Mit Beinen, die den Eindruck machten, jeden Augenblick aufplatzen zu müssen. Aus den schon vorhandenen Hautrissen sickerte Gewebsflüssigkeit. Zwei Tage vorher war ich aus einer dreitägigen Bewusstlosigkeit erwacht.

Meine Krankengeschichte war aufgeschrieben auf der Rückseite einer Zementtüte mit dem Aufdruck „Bonner Zement“.

Meine Krankengeschichte, ein Kuriosum russischer Mentalität, war aufgeschrieben auf der Rückseite einer Zementtüte mit dem Aufdruck „Bonner Zement“. Die Russen, bekannt als Meister der Improvisation, benutzten Papier von entleerten Zementsäcken für die Anlegung der Krankenakten. Das mir aus der Heimat bekannte Portland-Pfeil-Emblem, montiert auf dem Dach der Zementfabrik in Oberkassel, fehlte auch auf meinem Aktenblatt nicht.

Oben stand auf dieser „Krankenakte“ mein Name und der Name meines Vaters. Unter einer Auflistung russischer Krankheitsbezeichnungen stand auch „Dystrophie 3“, ein böses Wort. Wir achteten aber hauptsächlich auf die Zeichen in der oberen rechten Ecke. Es waren Kreise und Striche.

Das Letzte, was man sich noch ansehen konnte, war ein Kreuz. Sie irrten sich nie. Noch niemals hatte einer dieses Zeichen länger als fünf Tage

überlebt. Mitgefangene berichteten, daß dann, wenn bei einem auf der Akte dieses Kreuz vermerkt wurde, eine merkwürdige innere Ruhe und Gelassenheit über ihn kam. So, als ob man ein Ziel erreicht hätte. Vielleicht lag das an der apathischen Einstellung gegenüber unserer Lage.

Eineinhalb Jahre lang war keiner mehr aus diesem Lager nach Hause gekommen. Trotz vieler Transporte, die abgegangen waren. Sie waren, wie sich immer später herausstellte, ins Industriegebiet am Don oder nach Sibirien gegangen. Keiner dieser Menschen hier hatte mehr eine Spur von Hoffnung. Eineinhalb Jahre können eine Ewigkeit sein.

Jeden Tag kam die junge Ärztin. Sie sprach nie. Grundsätzlich sprach keiner mit uns. Aber gestern sagte sie: „Savtra utrom de doma!“ Morgen früh nach Hause. Sie legte den Zeigefinger an die Lippen. Aus ihrem Ärmel holte sie eine Pferdespritze hervor. Traubenzucker, sagte sie, während sie sich an meinem Arm zu schaffen machte, um mir die Spritze zu verabreichen.

„Du kannst überleben, aber hüte dich, zuviel zu essen. Immer langsam und wenig. Wenn es auch schwer fällt. Und grüß' deine Mutter“.

Dann raunte sie mir langsam und eindringlich auf russisch etwas zu. Woraus ich verstehen konnte: „Du kannst überleben, aber hüte dich, zuviel zu essen. Immer langsam und wenig. Wenn es auch schwer fällt. Traubenzuckerspritzen, Eier, Blutgerinnungsmittel, viel Bewegung. Und grüß' deine Mutter“.

Viel Bewegung? Meine Arme und Beine waren ohne jedes Gefühl und ohne Kraft. Eiskalt fühlten sie sich an. Aber ich konnte gehen. Ich hatte es ständig geübt. Es dauerte lange, bis ich stand; ich konnte dann aber mit durchgedrückten Knien wie auf Stelzen gehen. Ich schaffte es, mit Unterstützung der Augen das Gleichgewicht zu halten und auf der Erde meinen Weg zu suchen. Jede Unebenheit und jeder Windstoß drohte, mich wieder zu Fall zu bringen.

Tage zuvor war mein Lebensmut gleich Null gewesen, nachdem ich durch die Aussage eines Düsseldorfer Brigadiers vom Lagerkommandanten zu Dunkelhaft verurteilt worden war. Die Ärztin hatte das mitbekommen. Sie warf mich einfach auf ihren Lastwagen, mit dem sie gerade angekommen war und erklärte dem Lagerkommandanten: „Ne karosch rabota!“

Ohne Widerspruch nahm sie mich mit in ein Lazarettlager. Das war vor ungefähr zwei Monaten. Man stach mich mit Nadeln, um festzustellen, wieweit meine Gefühllosigkeit ging und untersuchte Hautreflexstellen. Mit einem „ne karrosch rabotta!“ entließ mich der jüdische Arzt in eine neue Umgebung von hoffnungslosen menschlichen Ruinen. Die junge Ärztin bemühte sich offenbar besonders um mich. Vielleicht, weil ich ihr Fall war. Nach der Anzahl der Spritzen und Tabletten zu urteilen, die sie mir verabreichte, mußte sie sich in den Kopf gesetzt haben, mich wieder auf die Beine zu bringen. Oder wenigstens transportfähig?

Trotzdem ich mich selbst für verrückt hielt, konnte ich einen leisen Hoffnungsschimmer für eine Heimkehr nicht unterdrücken, zumal plötzlich für einige transportfähige Schwerkranke eine Entlausung durchgeführt wurde. Bekleidungsstücke, die nicht mehr als solche anzusehen waren, wurden gegen Bessere ausgetauscht. Ein fast neuer ungarischer Militärmantel wurde bei der Gelegenheit mein Eigen. Es sprach einfach alles gegen die bisherigen Behandlungsmethoden der Russen.

Heimat oder Sibirien

Und nun lagen wir hier am Lagertor. Wir fragten uns, ging es in ein anderes Lager oder war alles nur eine Farce. Ein paar Stunden waren schon vergangen und immer malte mir der Hunger ein Essen in den schönsten Farben vor. Ich wehrte mich mit all meinen noch vorhandenen Kräften und versuchte, meinen Geist neben mich zu stellen, um mich besser betrachten zu können. Was bist du doch für ein armseliges Menschenwrack. Nicht mehr in der Lage, Herr über die eigenen Gedanken zu sein. Hier am Tor, wo nicht viele Füße hintreten durften, standen doch Gaben der Natur, die von keinem beachtet wurden: Spitzwegerich,

Brennessel, Klee und Wermut. Wie oft hatten sie bei mir schon kleine Wunder bewirkt. Nur wenige wussten um deren Heilkraft.

So viel ich bei meinem kleinen Aktionsradius erreichen konnte, steckte ich mir davon in die Taschen meines fast neuen Mantels. Vielleicht würde ich bald einiges davon brauchen, um mein taubeneigroßes Geschwür am Hals zu behandeln.

In einem weiten Abstand, getrennt durch russische Posten, standen stumm die anderen Gefangenen. Traurig und verzweifelt die Einen, neidisch vielleicht die Anderen. Zwei gute Kameraden ließ ich zurück. Ich suchte sie vergeblich in der Menge. Wie gern hätte ich ihnen noch ein letztes Mal die Hand gedrückt.

Als schließlich zwei Lastwagen auftauchten und rückwärts an das Tor setzten, kam Bewegung in alles, was zu unserem Haufen gehörte. Mit lauter Stimme verlas der Kommandant zum fünften Mal die Namen der Auserwählten vor. Bis auf einen gaben alle ein Handzeichen. Der Fehlende hatte den Weg in die Heimat ganz still allein angetreten.

Die Soldaten machten wenig Umstände mit unserer Verladung. Als sich schließlich die Lastwagen in Bewegung setzten, überkam mich eine große Traurigkeit. Es war merkwürdig, als ob ich etwas Unersetzliches verloren hätte.

Es war merkwürdig, als ob ich etwas Unersetzliches verloren hätte.

Aber die Gegenwart hatte mich gleich wieder. Der Fahrer des Lastwagens versuchte jedenfalls, trotz Schlaglöchern seine seltsame Fracht möglichst schnell ans Ziel zu bringen. Nach etwa einer Stunde hielten die Wagen an und unter lautem Geschrei der Wachposten mussten wir die Ladefläche verlassen. Zu sehen war ein Stück Bahngleis, auf dem drei mit Stacheldraht gesicherte Viehwaggons standen. Die Böden waren mit Stroh ausgelegt. Die Türen standen offen. Die Umladung erfolgte ohne besondere Umstände.

Heimreise im Viehwaggon

Ich überlegte, warum drei Waggons dastanden, obwohl wir doch nur einen brauchten. Aber Logik scheint in Russland Glückssache zu sein.

Von meinem Platz aus konnte ich durch den Stacheldraht des gegenüberliegenden Fensters den Himmel und die Wolken sehen. Sie kamen von Westen. Vielleicht waren sie vor einiger Zeit noch über Deutschland gezogen. Von draußen kam die Stimme einer älteren Russin. Sie bestimmte einen Waggonältesten, der verantwortlich war für alles.

Zum ersten Mal bekamen wir eine Suppe, die nicht nur aus Wasser bestand, einen Eimer Wasser und getrocknetes Brot. Am liebsten wäre ich wie ein Wolf darüber hergefallen. Aber ich breitete in aller Ruhe einen nicht mehr ganz weißen Lappen aus, legte alles fein säuberlich darauf und begann mit einem glücklichen Gefühl zu kauen, zu kauen und zu kauen. Ich brachte die Kraft auf, ein Stück Brot an meinem Kopfende für etwas später aufzubewahren. Aber lange lag es nicht da.

Ich hatte Muße in der langen Zeit, mir meine Nebenmenschen anzusehen. Es war keiner dabei , mit dem ich vorher näheren Kontakt gehabt hatte, oder den ich kannte. Links lag ein junger Mensch, er hatte bisher noch kein Wort gesprochen, hatte sein Essen heruntergeschlungen und lag da mit aufgedunsenem Gesicht voller roter Flecken. Mein rechter Nebenmann lag auf dem Bauch. Seine Kleider waren auf dem Rücken aufgeschnitten und geöffnet. Man sah nur die nicht mehr sauberen Verbände. Ihn hatte ich im Lazarett, keine fünf Meter von mir, schreien gehört, als er verbunden wurde. Sein ganzer Rücken war nur rohes Fleisch. Als er in einem Steinbruch abrutschte, blieb von seiner Rückenhaut nur wenig übrig. Er stöhnte immerzu leise vor sich hin. Alles andere war für mich schon weite Ferne.

Es war schon dunkel, als es einen Ruck gab. Die Türen waren bei Anbruch der Dunkelheit geschlossen worden. Und dann bewegte sich der Zug. Ich versuchte immer wieder, aus den Sternen die Richtung zu bestimmen, in die wir fuhren. Aber es gelang mir nicht.

Ich musste lange geschlafen haben, als ein Gerassel, ein Ruck und noch einer mich weckten. Der Morgen graute und es wurden wieder Waggons angehängt. Die Türen blieben zu. Es ging weiter.

Die Fahrtrichtung war einwandfrei Norden. Etwas später sogar Nordosten. Also doch Sibirien? Nur nicht dran denken. Meine Gedanken sprangen auch gleich in eine andere Richtung, denn der Zug hielt.

Verpflegung, Untersuchung der Kranken, Zählung usw. Mein linker Nachbar, Hitlerjunge hatte ich ihn im Stillen getauft, denn älter konnte er bei der Gefangennahme noch nicht gewesen sein, rührte sich nicht mehr. Auch nicht, als er von der Russin untersucht wurde. Er wurde von der Wachmannschaft neben dem Bahndamm begraben. Der rote Rücken, wie ich ihn nannte, bekam eine Spritze und schlief dann den ganzen Tag. Mein Geschwür am Hals machte mir große Sorge. Ich hatte mir ein Pflaster geben lassen. Nun kaute ich Spitzwegerich und klebte den Brei mit dem Pflaster auf das Geschwür.

Am Morgen stellte ich einen leichten Westkurs fest und sagte es gleich allen. Die Hoffnung stieg.

Die Nächte wurden jetzt kühler und ich war froh, den guten Mantel und eine Decke zu haben. Am Morgen stellte ich einen leichten Westkurs fest und sagte es gleich allen. Die Hoffnung stieg.

Der weitere Tagesverlauf wie immer nun, Kurs weiter westlich.

Wir hielten oft stundenlang auf freier Strecke. Dann wurde mal ein neuer Waggon mit Gefangenen angehängt oder Tote ausgeladen. Die Wachmannschaft sah man kaum, sie verhielt sich ruhig. Bis auf eine Nacht, in der sie Schnaps bekommen hatte. Da schossen sie wie wild in der Gegend herum. Unser Waggon hatte dabei einige Durchschüsse bekommen, die aber so hoch lagen, daß keiner verletzt wurde.

Am folgenden Tag wurde die Wachmannschaft abgelöst und verkleinert. Bis Brest gab es keine Zwischenfälle mehr. Der Vorrat an Trockenbrot war aufgebraucht und dafür gab es größere Suppenrationen.

Die Umladung von Breit- auf Normalspur in Brest vollzog sich umständlich und langwierig. Es erfolgte wieder eine Zählung der Gefangenen mit namentlicher Erfassung und Entlausung und Warten.

Dann geschah etwas Unglaubliches. Zwei Gefangene, die sich auf der Fahrt offenbar zu gut erholt hatten, wurden mit einem „karosch rabota“ zurückgeschickt. Ich glaube, für sie brach so nah am Ziel eine Welt zusammen. Nach drei Tagen ging die Fahrt weiter und wir fuhren auf der mitteleuropäischen Normalspur. Der Zug war nun länger und die verkleinerte Wache war in einem Wagen in der Mitte des Zuges untergebracht. Ich hatte einen Platz in der Nähe der Tür, von wo ich durch ein Loch in der Seitenwand einen schönen Ausblick hatte. Ein kleiner Fluß, die schönen polnischen Wälder und ab und zu ein Dorf.

In einer Nacht waren wieder Schüsse zu hören – Karabinerschüsse - und anschließend russische MP-Salven. Wie uns später gesagt wurde, hatten polnische Partisanen den Wagen der Wache beschossen. Von nun an fuhr unser Zug kreuz und quer auf Nebenstrecken. Ich konnte mich nicht mehr orientieren und wußte nicht mehr, wo wir uns befanden.

Fahrt durch Polen

Dann geschah an einem Halteplatz etwas, was mich tief beeindruckte. Wir hatten kaum in der Nähe eines Dorfes gehalten, als eine Anzahl polnischer Frauen und Kinder zaghaft an unsere Waggons herankam und Brot, Eier und Speck an die Gefangenen verteilte. Der Wache hatten sie etwas Wodka gegeben, damit sie Ruhe hielten. Die Polinnen sahen nicht aus, als ob sie im Überfluss lebten, aber sie gaben jedem von uns eine Kleinigkeit. Die alte Frau, die mir ein Stückchen Speck gab, hatte Tränen in den Augen. Sie machte ein Kreuzzeichen und ging still wieder zurück.

Was bewog diese Menschen, die selbst nicht viel besaßen, uns, ihren ehemaligen Feinden, zu helfen; Gutes zu tun? Dieser Vorgang war nicht einmalig. Dreimal hatten wir das Glück, ähnlichen Kontakt mit den Po-

lenfrauen zu haben. Dann schritt die Wache ein und ließ niemand mehr an unseren Zug heran.

Es konnte nicht mehr lange dauern, bis wir auf deutsches Gebiet kämen. Gerüchte sagten uns, daß der Osten Deutschlands unter russischer Besatzung stünde und Polen noch ein Stück Deutschland im Westen dazu bekommen hätte. Wie weit die Abtrennung ging, wußte niemand. Auch wußte keiner, wie es in unseren Städten und Dörfern aussah. Vielleicht mussten wir für die Sieger Fron- oder Reparationsdienste leisen? Meistens tat ich diese Überlegungen mit einer Handbewegung ab. Ich bin Optimist und werde immer versuchen, aus dem Schlechten das Beste zu machen. Ich hatte ja schon eine gewisse Routine darin. Meine Kindheit fiel in die Zeit des Ersten Weltkriegs, in dem mein Vater gefallen war. Dann die Inflation und Arbeitslosigkeit. Immer hatte ich etwas daraus machen können.

Ich bin Optimist und werde immer versuchen, aus dem Schlechten das Beste zu machen.

Jetzt lag die Sache allerdings etwas anders. Ich musste erst gesund werden und zu Hause war ich auch noch nicht.

Kurz vor der Zonengrenze wurden noch zwei Tote ausgeladen. Sie hatten bestimmt nicht vor, so kurz vor dem Ziel zu sterben. Aber vielleicht haben sie damit ihren Angehörigen zu Hause erspart, ihren elenden Zustand zu erleben, um dann doch noch mit ansehen zu müssen, wie sie jammervoll starben. Oft musste ich an die russische Ärztin und ihre Worte denken. Der Wille, gesund zu werden und alles Mögliche dafür zu tun, wurde zu meinem festen Entschluss.

Ankunft in Marienborn

Die Fahrt durch den Osten Deutschlands ging sehr schnell. Ich hatte mit mir selbst soviel zu tun, dass die Ankunft in Marienborn eine Überraschung für mich war. Bei den Gesprächen mit meinen Leidensgenossen hatte sich herausgestellt, dass zwei von ihnen ebenfalls in der Nähe von

Köln wohnten. Wir hatten ausgemacht, so lang es ging, zusammen zu bleiben. Zu Dritt konnte einer den anderen unterstützen. Inzwischen waren wir so schwach, dass keiner mehr allein zurecht gekommen wäre.

Marienborn! Namen wurden aufgerufen, Papiere ausgehändigt, Personen gezählt. In der Ferne sahen wir eine Brücke, auf der einige Autobusse standen. Dann setzte sich die Kolonne eingehakter Sechserreihen langsam in Richtung Brücke in Bewegung. Links und rechts die Kanaken, wie sie die russischen Bewacher nannten. Vielleicht zu Unrecht. Nun hörten und sahen wir sie zum letzten Mal und keinem tat es leid.

Wie würden die anderen sein, die auf der Brücke? Als erstes gibt es Kakao, sagte jemand in der Nähe. Alles was jetzt kam, war so einfach und doch so verwirrend, dass es mir schwer fiel, Eindrücke in mich aufzunehmen. Es gab tatsächlich Kakao, ehe wir in den Autobus mehr gehoben als geschoben wurden und in ein Lager fuhren. Es ging alles so geordnet und so ruhig und so selbstverständlich zu.

Dann kam meine erste Prüfung, das Essen. Wie hatte die Ärztin gesagt, „langsam und wenig“. Dabei dachte ich an die letzten Toten. Das langsame Essen hat mich eine große Überwindung gekostet. Aber ich schaffte es diesmal und würde es weiter schaffen.

Es folgte die namentliche Erfassung, Papiere, Entlausung und Untersuchung. Alles wickelte sich in einem Fluß ab, der für mich erstaunlich war. Der Arzt, ein noch junger Engländer, sagte, „immer die gleichen Halbtoten. Wir haben auf einer Insel ein Erholungslager eingerichtet. Willst du dorthin, oder lieber nach Hause? Lange hast du nicht mehr. Ich schätze noch vierzehn Tage. Aber zu helfen ist dir ohne Wunder nicht.“

Ich sagte nach Hause. Es dauerte einige Tage, dann hatten wir die Papiere, Fahrscheine, also alles, was uns zum Dasein berechtigte. Über unserer Zukunft aber lag noch der Nebel.

Nebel lag auch über dem Ort, als wir am Morgen zum Bahnhof gefahren wurden. Etwas Verpflegung, die Fahrkarte und die Bettlermontur waren

unser ganzes Hab und Gut, dabei krank an Leib und Seele. Ich tröstete mich in solchen verzweifelten Situationen immer an Menschen, denen es noch schlechter ging als mir und die daran zugrunde gingen, dass ihnen die Hoffnung fehlte.

Vielleicht hatten sie nicht eine so harte und arme Jugendzeit erlebt wie ich. Oder nicht so eine liebevolle und kluge Mutter gehabt, die ihnen unvergessliche Grundsätze mitgab:

„Kein Leid auf dieser Welt ist größer als es der Mensch ertragen kann. Er muss Geduld üben und darf die Hoffnung nicht verlieren!"

Als sie das zum ersten Mal sagte, war es Nacht. Ich war vier Jahre alt und wir schrieben das Jahr 1918. Ich war aus irgendeinem Grund wach geworden und sah meine Mutter als Silhouette am Fenster stehen.

Sie schaute nach Westen, von wo seit Tagen der Kanonendonner immer stärker zu hören war. Seit zwei Jahren hatten wir kein Lebenszeichen mehr von meinem Vater bekommen. Sie hat alles still ertragen, den Tod meines Vaters, die Armut und die Sorge um die Kinder. Sie hat immer das Beste aus Allem gemacht.

Mir wurde auf einmal schmerzlich bewusst, dass ich immer nur wenn es mir schlecht ging, an meine Mutter gedacht habe. Aber ich glaube, eine gute Mutter ist auch damit zufrieden.

Auf deutschen Bahnhöfen

Am Bahnhof war trotz der frühen Morgenstunde reger Betrieb. Überall standen Frauen und Mädchen hielten Fotos von Soldaten in den Händen. Und immer wieder kam die Frage: Wisst ihr was über ihn? Kennt ihr ihn?

Wieder fiel mir meine Mutter ein. Auf meiner Fahrt habe ich noch viele Fotos gesehen und viele Fragen gehört. Es gab unendlich viel Leid in Deutschland. Auf den Bahnhöfen wurde es mir damals besonders deutlich gemacht.

Jetzt, wo die Spannung und die Angst vorbei war, wo keine Schinder mehr hinter uns her waren, kam mir plötzlich die Erbärmlichkeit meines Zustands erst recht zu Bewusstsein und mir war hundeelend.

Bei meinen Leidensgenossen steigerte sich die Freude, je näher sie der Heimat kamen. Viele Menschen schenkten uns ihre halben Frühstücksbrote. Sie konnten ja selbst nicht viel haben. Manch einer steckte uns Geld und alles Mögliche in die Taschen und viele verstohlene Tränen flossen, wenn sie uns nur ansahen.

Ich verbrauchte viel Energie, um nicht vor dem Hungerteufel zu kapitulieren, immer nur kleine Bröckchen in den Mund zu stecken und lange, lange zu kauen. So wie ich es inzwischen gelernt hatte.

Auf Bahnhöfen mit längeren Wartezeiten kümmerte sich die evangelische Bahnhofsmission vorbildlich um uns.

So verging die Fahrt mit all ihren Abwechslungen und Eindrücken sehr schnell und Köln kam in Sicht. Eine Stadt, die wir alle gut kannten. Wir hatten auch gehört, dass sie sehr stark durch Bombenangriffe zerstört worden war.

Wir sind in Köln

Aber als wir dann Köln sahen, erschraken wir. So einen Trümmerhaufen hatten wir uns nicht vorgestellt. Da konnte doch kein Mensch mehr sein. Dass wir uns gehörig geirrt hatten, sahen wir bald. Es wimmelte nur so von Menschen. Da waren Kellerwohnungen, Geschäfte in Trümmern und sogar der blanke Teller eines Friseurs hing an einem Mauerrest.

Wir drei untergehakte Gestalten müssen ein wahres Bild des Jammers abgegeben haben, denn die Menschen, die uns begegneten, konnten oft vor Tränen kein Wort hervorbringen.

Es hing nicht nur das Schild des Barbiers an den Trümmern, es war auch ein kompletter Kellerladen da. Ein Friseur, der uns wie Könige behan-

delte und Wartende, die uns sofort vorließen. Da ich als erster auf den Stuhl gesetzt wurde, war ich all den Fragen enthoben, die an uns gestellt wurden.

Als der Bart ab war und der russische Kahlschlag auf dem Kopf etwas modisch zurecht gemacht war, sah ich nicht mehr gerade so verboten aus. Aber aus dem Spiegel sah mich ein Mensch an mit tiefliegenden Augen, hohlen Wangen und irrem Blick, sodass ich erschrocken wegsah.

Ein „vergelt's Gott“ dem Friseur, der empört war, als wir ihm Geld geben wollten. Dann trennten sich unsere Wege und ich sah meine Leidensgenossen zum letzten Mal. Beide überlebten keine zwei Monate.

Die ältere der beiden Frauen weinte unaufhörlich, ob sie nun sprach, Kuchen aß oder trank.

Zwei Frauen hatten mich gleich untergehakt und brachten mich einige Keller weiter, um mir Kaffee und Kuchen zu geben. Ein Bekannter von ihnen war bei der Militärregierung beschäftigt und brachte von Zeit zu Zeit Leckerbissen mit. Die ältere der beiden Frauen weinte unaufhörlich, ob sie nun sprach, Kuchen aß oder trank. Sie hatte Mann und Sohn im Krieg verloren. Ich glaube, es waren Tränen der Rührung darüber, dass es noch verloren Geglaubte gab, die zurückkamen.

Später brachten mich beide zur Rheinuferbahn und die letzte Etappe meiner Odyssee begann.

Die Bahn war noch leer, so dass ich mich auf einen Einzelsitz am Fenster setzen konnte. Dann würde ich vielleicht nicht soviel gefragt. Eine Frau setzte sich mir gegenüber. Ich schaute verstohlen zu ihr hin und erkannte in ihr eine Tante von mir, die in Köln viele Bekannte hatte und jetzt auf dem Weg nach Hause war. Eine lautstarke Wiedersehensbegrüßung blieb Gott sei Dank aus. Sie hatte mich nicht erkannt. Trotzdem wurde ich bald zum traurigen Mittelpunkt der übrigen Fahrgäste.

Ich hatte in Köln nur sehr wenig Kaffee getrunken und nur ein paar Züge an einer Zigarette getan. Dafür fühlte ich mich jetzt schwindlig



Kölns zerstörte Innenstadt, 1945. Foto: U.S. Department of Defense

und elend. Ich war froh, daß man mich auf eine Bank setzte, nachdem man mir aus der Bahn geholfen hatte. Ich sagte allen, die mir helfen wollten, daß ich abgeholt würde und wartete, bis der Bahnhof leer war.

Irgendwie bin ich schließlich auf die andere Rheinseite nach Beuel gekommen. Weil die Rheinbrücke zerstört war, fuhr die Siebengebirgsbahn nur zwischen Beuel und Bad Honnef.

Der Ort meiner Kindheit - Oberdollendorf

Da lag der Ort meiner Kindheit, meine Heimat, vor mir und keine Regung überkam mich. Ich war ausgebrannt, aber zu Hause.

Die alte Frau im Kiosk am Ende der Haltestelle der Siebengebirgsbahn muss mich wohl beobachtet haben. Sie kam langsam auf mich zu und fragte: „Kann ich dir helfen? Wo willst du hin? Wer bist du?“ Die drei Fragen waren mit meinem Namen beantwortet. Sie hielt erschrocken die Hand vor den Mund und sagte: „Das ist doch nicht möglich!“

Ich bat sie, nicht meine Mutter, sondern meinen Bruder zu rufen. Ein wenig später kamen mein Bruder und mein Schwager und brachten mich in ihre Wohnung

Der alte Dorfarzt – Dr. Euteneuer – der mir schon in der Jugend meine Furunkel am Hals aufgeschnitten hatte, versorgte erst mein Geschwür und sagte dann, weiter kann ich dir nicht helfen. Aber Morgen früh sofort ins Krankenhaus. Hier ist ein Medikament für die Wasserabführung.



Heisterbacher Straße in Oberdollendorf

Nachdem man meine Mutter vorbereitet hatte, gab es ein freudig-trauriges Wiedersehen. Meine Mutter sagte: „Ich wusste, dass du wiederkommst!“

Dank der Tabletten und der Bettwärme verlor ich in der Nacht fast zehn Liter Wasser und meine Wachsbeine sahen nicht mehr so gefährlich aus, d.h. sie nässten nicht mehr.

Heisterbach – Hier fand ich mich wieder

Das Krankenhaus gehörte zum Kloster Heisterbach, nicht weit von uns. Der behandelnde Arzt sagte mir, wir haben in Deutschland wenig Erfahrung in Sachen Dystrophie. Aber nach den Gesetzen der Medizin ist es ein Wunder, dass du überhaupt noch lebst. Bestell dir, worauf du Hunger hast. Wenn es möglich ist, besorgen wir es. Die Schwester Oberin sagte mir das Gleiche, nachdem sie vom Arzt über meinen Zustand aufgeklärt worden war. Ich fand es unhöflich, den beiden zu sagen, dass ich vorhatte, genau das Gegenteil von dem zu tun, was sie mir vorschlugen. Ich bat nur um Traubenzucker und normales Essen. Das rief Verständnislosigkeit hervor.

Schon in der ersten Nacht machte ich Gehversuche, übte Aufstehen, schlief ein wenig und übte wieder. Ich hatte einen der seltsamsten Stundenpläne für mich ausgedacht. Ohne Rücksicht auf Tag oder Nacht, alle zwei Stunden etwas essen und trinken. Eine Stunde schlafen, eine Stunde üben. Wenn ich etwas gegessen hatte, schob ich den Teller mit dem Rest weit weg, damit der mich ewig plagende Hunger nicht dazu verführte, zwischendurch doch wieder zu essen. Ich habe in dieser Zeit nur ein paar Mal gesündigt.

Wenn der Arzt meinen Puls fühlte, legte er seine Hand nur auf die Bettdecke und damit war er offenbar im Bilde. Wenn er über meinen Stundenplan orientiert gewesen wäre, hätte er die Hände über dem Kopf zusammen geschlagen, denn er riet mir immer zur Ruhe wegen meines Herzens.



Aussenmauertür im Kloster Heisterbach

Mein Gewicht blieb die ersten vier Tage gleich. Das lag daran, dass ich in den nächsten Tagen noch eine Menge Wasser verlor. Nach einer Woche konnte ich feststellen, dass sich die Gefühllosigkeit in Armen und Beinen millimeterweise zurückbildete. Mein Körpergewicht erhöhte sich auf 48 kg. Die Gehversuche machten weitere Fortschritte. Nur das Hungergefühl blieb erhalten. Nachdem ich vierzehn Tage still vor mich hin trainiert hatte, wollte ich raus an die frische Luft. Dafür musste ich zwei Treppen überwinden. Eine mit 18 Stufen und eine mit 7 Stufen. In der Nacht habe ich erst 3 Stufen runter und wieder rauf geschafft. Dann in der nächsten Nacht den Rest der Treppe. Und dann war ich draußen und niemand hat etwas gemerkt. Die Bewegung in der frischen Luft tat mir gut und ich genoß das Einatmen der heimatlichen Nachtluft. Ich wäre auch tagsüber gern mal nach draußen gegangen, aber da ich die Treppen nur rückwärts gehend meistern konnte, genierte ich mich.

Am Nikolaustag wollten mir die Schwestern eine besondere Freude machen. Ich war ihr Sorgenkind und sie dachten sich immer etwas Besonderes für mich aus. Sie brachten mir einen großen Spekulatiusmann auf mein Zimmer und waren entsetzt, als ich nicht da war.

„Ein Mordfall hätte keinen größeren Alarmzustand auslösen können“ sagte die Schwester Oberin nachher vorwurfsvoll zu mir. Dass ich draussen sein könnte, hatte zunächst niemand angenommen. Erst später fielen jemand die Spuren im frischen Schnee auf. Es hatte in der Nacht zuvor leicht geschneit. Da fand man den einsamen Wanderer denn auch. Von da an half mir immer eine Schwester über die Treppen.

Ein paar Tage vor Weihnachten betrug mein Körpergewicht 60 kg und es erschrak keiner mehr, wenn ich ihm die Hand gab. Meine Hände waren nicht mehr ständig kalt. Nur der Hunger blieb unverändert bestehen. Da ich nun annahm, Magen und Därme sind elastisch genug und haben ein Fettpolster, entschloss ich mich, meinem Hungergefühl nachzugeben und mich mal wieder richtig satt zu essen. Bohnensuppe gab es. Statt wie bisher einen Teller voll zu essen, aß ich drei Teller Bohnensuppe, mit dem Resultat, dass ich kaum noch Luft bekam und genau so viel Hunger wie vorher hatte. Die Bohnen behielt ich nicht. Beim Schuhe



Blick auf das Siebengebirge



Chorruine Kloster Heisterbach

zubinden musste ich mich übergeben. Ich habe schließlich über ein Jahr mit dem Hungergefühl leben müssen.

Weihnachten 1947 habe ich zwei Tage zu Hause mit der Familie verbracht. Und als die ersten Krokusse blühten, konnte ich mit einem Glücksgefühl und mit Hilfe eines Stützstocks das Krankenhaus verlassen. Glücklich waren auch der Arzt und die Schwestern. Sie hatten einen großen Anteil an meiner Genesung. Sie wussten auch, dass es bis zu meiner vollständigen Gesundung noch ein weiter Weg war.

Anschließend, Ende März, musste ich zu einer Generaluntersuchung ins Kreiskrankenhaus nach Siegburg kommen. Die Untersuchung war zwar gründlich, aber leider bekamen weder mein Hausarzt noch ich das Ergebnis dieser Untersuchung zu sehen. Zu dieser Zeit lag vieles noch im Argen.

Bei der Visite war schon mal was laut gesagt worden. Das hörte sich dann so an: „Ihr Herz ist doppelt so groß wie normal und sehr labil. Man meint, sie hätten im Hochwasser gestanden. Und weiter, ihr Eiweißmangel ist unglaublich, wenn es möglich wäre, müssten Sie jeden Tag 200 Eier essen. Sie müssen große Mengen Vitamin B nehmen. Wenn man ihre Finger sieht, könnte man glauben, sie gehörten einer schwangeren Frau."

Ich hatte in Russland und bisher nie etwas mit Fieber zu tun gehabt. Jetzt bekam ich eines Abends hohes Fieber, um 40 Grad, mit Krämpfen und Schüttelfrost. Jeweils drei bis vier Stunden lang.

So ging das fünf Tage und verschwand dann wieder. Der Arzt sagte, das ist das Wolhynische Fieber. Da ist nichts dran zu machen.

Heute bin ich 62 Jahre alt und bekomme dieses Fieber noch 2 bis 3 Mal im Jahr. Es sucht sich dafür Zeit aus, wie es ungünstiger nicht sein könnte, im Urlaub oder bei wichtigen beruflichen Angelegenheiten.

Ich wünschte, ich fände einen Experten, der mich beraten könnte.

Oft kommen mir Zweifel, ob ich jemals wieder arbeitsfähig werde. Dinge, die ich unbedingt brauche, sind nur auf dem Schwarzen Markt zu haben. Aber ich besitze nichts, was ich eintauschen könnte.

Eins ist mir alle Tage seit meiner Rückkehr bewusst, alle Tage sind geschenkte Tage. Und jeden neuen Tag und jede Stunde, die ich leben darf, bin ich dankbar. Darum habe ich mich nie aufgegeben. Auch wenn ich öfter, als mir lieb war, ins Krankenhaus musste. Dort riet man mir, einen Antrag an das Versorgungsamt zu stellen, was ich auch tat.

Erst nach der Währungsreform besserte sich mein Zustand merklich. Ich versuchte mich als Beifahrer im Bauunternehmen eines Bekannten.

Später, wenn ich mich gut fühlte, fuhr ich den Lastwagen auch selbst. Damit war der Anfang gemacht für den Wiedereinstieg ins Berufsleben, wenn auch mit einigen Unterbrechungen.

Als ich fünf Jahre als Vertreter einer Landmaschinenfirma tätig war, bekam ich vom Versorgungsamt wieder eine Aufforderung zu einer Untersuchung zwecks Feststellung von evtl. Versorgungsansprüchen.

Die Untersuchung war ebenso wie die Verhandlung kurz und herablassend. Der Vertrauensarzt sagte mir: „Ich weiß nicht, was sie wollen. Sie sind kerngesund, das mit ihrem Herzen ist anlagebedingt. Rheuma hat heute jeder und die anderen Kleinigkeiten behindern sie nicht bei ihrer Tätigkeit. Natürlich bekommen sie für die Zeit ihrer Arbeitsunfähigkeit eine angemessene Entschädigung!

Die „angemessene" Entschädigung, vom Versorgungsamt als „Dank des Vaterlands" bezeichnet, betrug 20,80 DM und wurde mir einige Tage später überwiesen.